

Und dann kam Lindsey

Eine von 1.3 Milliarden: Was es heisst, eine junge Frau im modernen China zu sein

Von Finn Canonica und Birgit Schmid, Das Magazin, 24.08.2013

Vergangenen Sommer reisten wir auf der Suche nach einer Frau nach China. Die Chinesin, die wir zu finden hofften, sollte klug sein, offenherzig und bereit, mit uns für eine Weile ihr Leben zu teilen. Und sie sollte in einer Stadt leben, jetzt, da Millionen von glücksuchenden Chinesen in die grossen Städte fliehen. Unsere Traumfrau müsste eine nette Familie haben und einen interessanten Beruf. Wir stellten uns vor, wie wir mit unserer Künftigen tiefschürfende Gespräche führen würden, in denen sie uns ihr Land erklärt. Oder wie wir mit ihr von der Bar des Emperor Hotels aus den Sonnenuntergang über der Verbotenen Stadt bewundern. Idealerweise würden wir sie auch am Arbeitsplatz besuchen. Wir dachten lange nach, ob man mit einer jungen Chinesin eher über die Kommunistische Partei reden könnte oder darüber, wie das so ist bei ihnen mit dem Sex. Kurz: Wir wollten «ihr» China sehen und auf all das verzichten, was man sonst «journalistische Aktualität» nennt.

Wochen vor unserer Abreise hatte sich ein Problem gestellt: Wie überhaupt diesen einen Menschen aus 1,3 Milliarden auswählen?

Mit der Entscheidung für eine Frau halbierten wir unser Problem. Frauen, dachten wir, haben in der Regel weniger Mühe, Persönliches mitzuteilen. «Jemand vor Ort, ein Vermittler, muss eine Auswahl der Kandidatinnen treffen», riet ein chinaerfahrener Kollege. Wir posteten die Personalanzeige auf einem chinesischen Stellenportal in englischer Sprache. Dreissig Sekunden später trafen die ersten Bewerbungen ein. Die Vermittler hiessen Jason, Kim, Tiffany, Chloe, Liun, Steven oder Sandy.

Wir beauftragten eine gewisse Tina, für uns eine Frau mit dem passenden Profil zu suchen.

Tempo, Preppy, Kanye West

Mit einer Liste von Kandidatinnen machten wir uns an das Casting. Das Thermometer in Peking zeigte um acht Uhr früh bereits knapp dreissig Grad, die Feuchtigkeit bewirkte, dass man sich vorkam wie ein Schweinefleisch-Dumpling in einem gigantischen Garkessel. Unser Hotel im Stadtteil Sanlitun sah aus wie die Vielfliegermagazin-Fantasie eines buddhistischen Tempels und war umgeben von Glaskuben, die mit Bottega Veneta, Rolex, Moncler, Chloé oder Céline angeschrieben waren, dem Marken-Esperanto der Aufstrebenden weltweit. Hier eine Auswahl der Kandidatinnen:

Li Ping war die Erste. Wir trafen sie in den Hutongs, den Gassen des alten Peking, in einem Café, das sich ebenso gut in Berlin-Mitte circa 1993 hätte befinden können. Ping war wie ein scheues Reh und sprach kaum Englisch. Sie hatte zweifellos eine gewisse Ausstrahlung, die uns aber fremd blieb. Sie studiere Innendesign für Flugzeuge und träume von einer Stelle bei Air China, übersetzte Tina. Ihr Freund studiere ebenfalls Flugzeuginnendesign und sein Traum sei – wir ahnten es bereits – derselbe. Dann nippte Ping am Eistee, startete die Tischdecke an, und Tina sagte, Ping habe eben wenig Erfahrung mit «western people».

Zang Yajun trafen wir in einem Starbucks nahe dem Tiananmen-Platz. Es war gerade Mittagspause, Yajun fuchtelte mit ihrem Thunfischsandwich herum und plapperte ununterbrochen. Sie trug ein schwarzes Kleid, das sie den Reißverschluss am Rücken nicht ganz hochziehen konnte, und sie besass zwei Telefone. Yajun hatte in Frankreich studiert, wo sie aber nicht bleiben wollte, «dort ist alles so langsam, und die Franzosen nichts machen aus ihrem Leben». Yajun sagte auch, sie wolle nie Kinder haben, und weitere Dinge, die so langweilig waren, dass wir sie nicht mal aufgeschrieben haben. Dann saugte sie die Thunfischreste von den Fingern und sagte, ihr Chef habe es nicht gern, wenn sie sich in ausländischen Medien exponiere. Wir bedankten uns für ihre Zeit.

Shi Xiaoxuan war in ausgefranste Jeansshorts gezwängt. Sie nannte sich , in China geben sich viele einen englischen Vornamen. Wir trafen sie in einem Frozen-Yogurt-Lokal, das wie eine Luxus Zahnklinik aussah. Wie viele der Frauen, die wir

noch treffen sollten, redete Xiaoxuan gern und viel. Sie sagte, ihre Mutter überwache sie rigoros. Sie erzählte auch, sie sei extrem eifersüchtig, wenn ihre Mutter zu lange mit ihrer Cousine rede. Schliesslich sagte sie: «Mein Ziel ist es, abzunehmen, weniger zu reden und später eine eigene Talkshow im Fernsehen zu haben.»

Wir fanden das drei wunderbare Ideen und verabschiedeten uns von ihr.

Wan Yi, alias Yvonne, studierte Kunst und unterrichtete Kalligrafie. Sie sprach nur Chinesisch, sie war sanft und klug und lud uns in ihre kleine Wohnung ein, die sie mit ihrem Freund teilte, einem Künstler. Wan war eine wunderbare Frau, sie kam für unser Vorhaben allerdings nicht infrage, weil sie ein sehr zurückgezogenes Leben führte (aus ihrem Alltag erzählte sie dann doch im «Magazin» Nr. 33/12 in der Rubrik «Ein Tag im Leben».)

Und da war noch Suzzy Zhao. Suzzy hätte man rein optisch glatt für eine dieser bulimischen Hedgefonds-Manager-Ehefrauen halten können in ihrer rosa Bluse und den weissen Jeans, wenn sie nicht aus ihrem traurigen Leben in Peking erzählt hätte: von ihrem absurd überzogenen Arbeitspensum im Dienste eines Technologiekonzerns; von ihren Abenden, die sie einsam bei einem selbst zubereiteten, mit allerlei gesunden Körnern angereicherten Salat vor dem Computer verbrachte. Suzzy war die Freude über den Kontakt mit uns richtig anzumerken. Wir fühlten uns ein bisschen elend, als wir uns mit einem «good luck» verabschiedeten.

Es folgten weitere Gespräche mit Kandidatinnen, die alle für unser Vorhaben nicht geeignet waren. Gut möglich, dass es auch an uns lag. Wir sassen j den Frauen gegenüber und plagten sie wohl mit teils blöden Fragen, wie wir allerdings oft erst im Nachhinein merkten. Was bitte soll denn eine junge Chinesin antworten auf die Bemerkung einer westlichen Langnase, das vor uns liegende Jahrhundert gehöre wohl China?

Ratlos sassen wir nach drei Tagen in Peking im Bambusgarten vor unserem Hotel und schauten den Chinesen zu, die sich noch ehrlich freuten an den Luxuswaren, die sie in grossen Schachteln aus dem Chanel- oder Burberry-Laden schleppten. Der Stadtteil Sanlitun ist ein Bezirk, der offenbar nur dem Leeren der Kreditkarte dient.

Eine Bettlerin heftete sich laut schreiend an die Fersen der Luxusbeglückten, gab aber nach einer Weile auf. Wan Yi, die kluge Malerin, hatte uns gewarnt: Viele junge Chinesen, gerade in den Städten, wollten nicht mehr politische Rechte, sondern nur immer reicher werden, genau wie ihre westlichen Vorbilder. Halbwissen, mussten wir wieder einmal feststellen, ist manchmal schlimmer als völlige Unwissenheit. Es war unser zweitletzter Tag in China. Wir waren enttäuscht.

Und dann kam Lindsey.

Ma Lin, auf Englisch Lindsey, war anders. Sie wurde uns zufällig vorgestellt, sie war die Nichte einer Bekannten von Dolmetscherin Tina. Wir erkannten sie gleich, als sie festen Schrittes durch die Hotelhalle kam und alle Herumstehenden fragte, ob sie die Schweizer Journalisten seien, bis wir ihr zuwinkten.

Sie trug einen Oversized-Jupee, ein viel zu grosses, eierschalenfarbenes T-Shirt, und sie hatte zwei Handtaschen gleichzeitig umgehängt. Lindsey ist lustig und intelligent, und sie hat ein kugelrundes Gesicht, wie man es aus Kinderzeichnungen kennt, mit einer Stupsnase und einem grossen Mund. Sie musste über sich selbst lachen, als sie erzählte, wie sie ihren Job als Consultant bei PricewaterhouseCoopers aufgegeben hatte und trotz Studium an einer guten Universität lieber etwas Handfestes machen wollte. «It's nice to hold something in your hands», sagte sie in ihrem ausgezeichneten Englisch. Jetzt arbeitet Lindsey in der Firma ihrer Tante, einem mittelgrossen Betrieb in Peking, wo Kaschmirwolle aus dem Norden des Landes zu Pullovern verarbeitet und nach Europa exportiert wird.

Bald redete auch sie von dem, was ihre Generation beschäftigt: das Tempo des Lebens in der Stadt, Shanghai versus Peking, Retro- oder Preppy-Style, Jay-Z und Kanye West. Es störte uns kein bisschen, dass Lindsey auf den ersten Blick ebenso gut Marie-Claire hätte heissen können und in Paris leben oder in Barcelona. Ihre Offenheit gefiel uns jedenfalls, und es klang beinahe rebellisch, als sie sagte, dass sie lieber allein bleibe, als einen Mann zu heiraten, den sie nicht liebe.

Wir waren beeindruckt. Wir verabredeten uns mit ihr für den nächsten Tag in ihrem Büro. In dem zweistöckigen hellen Raum mit den grossen Fenstern roch es tatsächlich ein bisschen wie im Innern einer Nähkiste. Wir streichelten höflich ein paar

Kaschmirpullover und lobten die Qualität der Wolle, während Lindsey aus ihrem Leben plauderte.

«Du arbeitest mit deiner Tante und wohnst mit deiner Tante. Wieso?»

«Weil ich in Peking leben will, alle wollen in Peking oder Shanghai leben, die anderen Städte sind langweilig.»

«Möchtest du mal die Firma deiner Tante übernehmen?»

«Ich weiss nicht, was ich später machen will. Ich möchte einfach ein gutes Leben haben», antwortete Lindsey.

«Und was verstehst du unter einem guten Leben?»

Die Antwort kam schnell: «Ich will selbst entscheiden können, was ich tun möchte, ich möchte mir leisten können, was ich will.»

Ob wir nicht auch Hunger hätten?

Die Pizzeria, in die sie uns führte, war hervorragend. «Mein Stammlokal», sagte Lindsey, die keinen Gedanken daran verschwendete, ob sie sich uns chinesisch genug präsentierte. Seltsamerweise fühlten wir uns mit unserer Fixierung auf chinesische Besonderheiten plötzlich sehr provinziell. Die Margherita schmeckte authentischer als bei «Brandi» in Neapel, ausser dass man vom Tisch aus einen Blick auf zwei Dutzend Wohntürme hatte, die wie gigantische Bleistifte in den Himmel ragten. Lindsey erzählte von ihren schauerhaften Ferien mit Freundinnen in der sibirischen Stadt Irkutsk. «Russische Männer haben keine Manieren, und in der Sauna peitschen sie sich mit Zweigen», sagte sie.

Wir fragten sie aus über die Beziehung zu ihren Eltern, sie antwortete nicht zum ersten Mal so, als ob sie für alle jungen Frauen in China gleichzeitig sprechen würde: «In China ist es schwer, etwas gegen den Willen der Eltern zu tun.»

Ein paar Beispiele: Ohne Erlaubnis der Eltern in eine andere Stadt ziehen? Problematisch. Seinen Beruf frei wählen? Problematisch. Einen Mann lieben, der den Eltern nicht gefällt? Sehr problematisch. «Ich weiss, dass die Familie im Westen eine andere Rolle spielt», sagte Lindsey. «Aber in China kann man sich nicht gegen sie

stellen.» Beim Espresso erzählte sie, dass sie am Abend ein Date mit einem gewissen Paul habe, er habe schon lange darum gebeten.

Ob wir nicht mitkommen wollten?

Es gab weder Schlangensuppe noch Hunderagout oder Pekingente. Das Lokal, in dem Lindsey sich mit Paul traf, hiess «Carmen» und war spanisch. Lindsey trug High Heels, ihr Mund leuchtete im Rot der Flagge Chinas. Eines gleich vorweg: Paul war ein netter Mann. Er sah aus, wie erfolgreiche Männer in Asien eben so aussehen: etwas zu dick für sein Alter, um die Hüften ein schmaler Hermès-Gürtel und an den Füßen die Gucci-Schlappen mit dem Metallbügel vorne drauf. Lindsey kannte Paul aus ihrer Zeit bei PricewaterhouseCoopers. Paul erzählte uns, er stamme aus Taiwan, lebe von seiner Frau getrennt und habe zwei Kinder. Paul gab sich redlich Mühe. Seine Geschichten vom Urlaub in Australien waren lustig, auch achtete er darauf, dass Lindseys Teller immer mit Paella gefüllt war, und als der spanische Gitarrenspieler mit den hodenengen Hosen einen Flamenco spielte, schnippte Paul ein-, zweimal mit. Lindsey allerdings, das war rasch klar, interessierte sich nicht ernsthaft für Paul. Dennoch fragte sie uns ungeniert, was wir von ihm hielten. Worauf wir Paul fragten, was Lindsey für ihn bedeute.

«Ich mag ihre Leidenschaft, und sie ist klug», sagte er. Findest du sie schön?

«Ich weiss es nicht», antwortete er, «ich trage eine Brille.» Alle lachten.

Amüsiert beobachtete Lindsey das Paar am Nebentisch. Er: ein Amerikaner, der vergessen hatte, dass er am Hinterkopf bereits eine Glatze hat. Sie: eine dieser chinesischen Schönheiten, wie man sie aus den Filmen von Ang Lee kennt. «Sie ist ein Countrygirl», sagte Lindsey, «das sieht man daran, dass sie zu stark geschminkt ist.» Diesmal verallgemeinerten wir und sagten, den jungen Chinesen sei es offenbar wichtig, möglichst urban zu wirken.

«Ist das nicht überall so?», fragte Lindsey.

Am nächsten Tag mussten wir abreisen.

Das schöne Nichts

Ein halbes Jahr später, Anfang Februar dieses Jahres, flogen wir wieder nach Peking, um Lindsey und ihre Familie besser kennenzulernen. Es war so kalt, dass einem die Lippen aufsprangen, und man konnte die einzelnen Smogpartikel in der Luft praktisch mit den Augen verfolgen. Dazu war die Stadt wie leer geräumt. Vom Louis Vuitton Shop bis zum Videoladen mit den tausendfach gestapelten Raubkopien war alles geschlossen. Die Hälfte der Bewohner hatte die Stadt verlassen – in diesen Tagen waren eine Milliarde Chinesen im Land unterwegs zu ihren Familien. Man feierte das Neujahrsfest, das Jahr des Drachen wurde vom Jahr der Schlange abgelöst. Das alles stand in «China Daily», der angenehm schlanken, englischsprachigen Zeitung der Regierung. In dem Blatt lasen wir auch, dass der künftige Präsident Xi Jinping Ritualen und Volksbräuchen wieder mehr Platz einräumen wolle, die Rückbesinnung auf Traditionen gutheisse, die dem Fortschrittsdenken von Maos Kulturrevolution zum Opfer gefallen waren. Der zweite Teil des Satzes stand natürlich nicht in «China Daily».

Lindsey begrüßte uns wie alte Freunde. Sie schien etwas athletischer geworden zu sein, hatte sich die Haare nudelgerade strecken lassen und erzählte, dass sich ihre ganze Familie zum Neujahrsfest im Haus ihrer Tante versammelt habe. «Ich muss der Familie bei den Vorbereitungen helfen», sagte sie. Dann sprang sie in einen Jeep Grand Cherokee und wir staunend hinterher.

Peking erschien uns noch viel grauer als im Sommer. Es war nicht das freundliche Beigegrau von Paris, sondern ein stumpfes Grau, bedrohlich, gleichgültig und kalt. Wir drifteten durch die Stadt. Lindsey zeigte uns beim Vorbeifahren ihre Lieblingseinkaufszentren und schwärmte von dem französischen Kleiderlabel Agnès B., das gerade wieder ein Café in einer Shoppingmall eröffnet hatte.

Wenn sie nicht arbeitet, sagte sie, trinke sie mit Freundinnen Tee, gehe an ein Popkonzert oder probiere zum Spass in Boutiquen verrückte Kleider an – was eben junge Frauen mit ein bisschen Geld weltweit so tun. Aber irgendwie schien sie dieses Leben im schönen Nichts kein bisschen zu erschrecken. Gleichzeitig reflektierte sie treffend über ihre Generation, die im Grunde sehr konservativ sei. «Alle suchen ihr privates Glück», sagte sie. «Denn noch nie waren die Voraussetzungen dafür so gut

wie jetzt.» Schliesslich parkte Lindsey vor einem rosa und hellblau gestrichenen Wohnkomplex, wo einer ihrer Onkel, ein mürrischer Kerl in Badelatschen, eine Kiste Feuerwerk für den Abend in ihren Wagen lud.

Zwei Tage hörten wir nichts mehr von Lindsey. Sie nahm ihr Telefon nicht ab, beantwortete keine Textnachrichten.

Wir spazierten dick verpackt durch ein Peking, das ausgestorben war wie in einem nuklearen Winter. Um uns aufzuwärmen, verkrochen wir uns in eine Buchhandlung, die mehr Rolltreppen hatte als ein Flughafen und deren Regale voller Ratgeber waren, die den Chinesen beibringen, wie man das frisch erworbene Geld mit blöden Hobbys möglichst rasch wieder ausgibt.

Schliesslich meldete sich Lindsey wieder. Sie sei leider krank gewesen, flüsterte sie ins Telefon, zwei Minuten später stand ihr Wagen vor dem Hotel.

«Wir fahren zu mir nach Hause», sagte sie und erzählte auf der Fahrt von einem Blind Date, das ihre Tante für sie organisiert hatte über eine Bekannte, welche wiederum eine Bekannte hatte, die einen Sohn hatte – eben das Blind Date. In einer Textnachricht hatte der Mann alles aufgeschrieben, was sie von ihm wusste: dass er 1 Meter 74 gross sei und ein Ingenieur mit einem Masterabschluss.

Armut ist nicht Kommunismus

Die Familie Ma lebt in einer geschlossenen Wohnanlage zwischen der dritten und vierten Ringstrasse Pekings. Zwei Burschen in den Uniformen einer privaten Wachgesellschaft grüssten am Eingangstor militärisch. Haus stand neben Haus, aber es war schwierig, von den Bauten auf den Wohlstand der Bewohner zu schliessen. Denn was bedeutet Reichtum im neuen China, und wer, ausser den vielen jungen Männern in ihren seltsamerweise immer gelben Lamborghinis oder schwarzen BMWs, ist eigentlich reich in diesem Land? Wir stellten uns der Einfachheit halber die Familie Ma als obere Mittelstandsfamilie vor. Was vielleicht ein Irrtum war, jedenfalls stand neben dem Haus der Familie eine kleine Villa, in deren Garten sieben grosse tibetische Hirtenhunde zwischen Hunderten von Hundehaufen unbuddhistisch aggressiv kläfften. «Der Besitzer der Hunde wohnt im Nachbarhaus», sagte Lindsey. Der Mann habe das Anwesen extra als Haus für die Hunde gekauft.

Willkommen bei den Mas: in ihrem dreistöckigen Haus, gebaut in einem undefinierbaren Stil und mit einer Veranda, die an wärmere Tage denken liess. Lindseys Mutter war da, ihre Tante, der grimmige Onkel und noch ein Onkel und ihre kleine Cousine. Und natürlich Lindseys Grossmutter, 76 Jahre alt und der Mittelpunkt der familiären Aufmerksamkeit. Die Grossmutter, Lindsey nannte sie «Laolao», das heisst «die Mutter der Mutter», bedeutete uns, im Wohnzimmer Platz zu nehmen, setzte sich uns gegenüber und trank aus einem Marmeladen- oder Gurkenglas einen seltsam erdigen Tee. Aber mit welcher eleganter Ruhe sie sprach!

Wir verstanden kein Wort Chinesisch und sie kein Wort Englisch, aber es war in diesem Moment gut, dass niemand die Mühe einer Übersetzung machte. Die alte Dame mit den grossen Augen redete absichtlich langsam, wohl in der Annahme, wir würden ihr Chinesisch so besser verstehen. Dazwischen schob sie immer wieder Schüsseln mit rätselhaften Häppchen in unsere Richtung. Irgendwann gab es eindeutig Reis mit Rührei, Lindsey und ihre Mutter hatten sich dazugesetzt, wir sassen und assen jetzt in der Wärme der Küche und versuchten jede noch so kleine Regung der Frauen zu deuten.

Es aus ihrem Mund selbst zu hören ist zu viel erwartet, doch alles, was China heute einer dreissigjährigen Frau wie Lindsey Ma materiell zu bieten hat, verdankt das Land Deng Xiaoping.

«Armut ist nicht Kommunismus», lautet eines seiner berühmteren Zitate, von dem Lindsey aber noch nie gehört hatte. Und warum sollte sie auch? Seit sie auf der Welt ist, wächst ihr Wohlstand und der des ganzen Landes. Die chinesische «Vogue», erzählte sie, erscheine manchmal zweimal im Monat, weil die vielen Luxusinserate nicht alle in ein Heft passen würden. Ihre Freundinnen besuchen Pilates-Kurse in Indien oder Croissant-Seminare in der französischen Kochschule in Peking.

«Geschichte hat mich nie interessiert», sagte sie, auf Deng angesprochen, geradeheraus. «Das chinesische Schulsystem ist ganz aufs Auswendiglernen ausgerichtet, Auswendiglernen ist zum Glück meine Stärke, nur habe ich nach den Prüfungen alles sofort wieder vergessen.»

Auch wenn es Lindsey nicht mehr weiss: Als sie 1982 geboren wurde, war Mao schon sechs Jahre tot. Deng, Maos Nachfolger, verordnete dem Land Reformen, die der Grundstein waren für den Aufstieg Chinas zur Supermacht. Die Meinungen über Mao gehen heute selbst unter chinesischen Intellektuellen auseinander. Aus westlicher Sicht ist Folgendes klar: Vom Beginn der kommunistischen Herrschaft 1949 bis zu Maos Ende ist die Geschichte Chinas die Geschichte des Sieges einer fanatischen Ideologie über Pragmatismus und Menschlichkeit. Maos «Grosser Sprung nach vorn» und die Kulturrevolution haben Millionen von Menschen das Leben gekostet. Das alles wusste Lindseys Grossmutter vermutlich auch, es war in ihrem Gesicht zu lesen, bildeten wir uns ein, als sie hörte, dass wir nach Mao fragten. Sie erinnerte sich für uns, Lindsey übersetzte: 1958, es war der Beginn des «Grossen Sprungs nach vorn», wurde im ganzen Land auf Geheiss Maos in selbst konstruierten Minihochöfen Eisen geschmolzen. In Maos Kopf steckte die verrückte Idee, dass sich der Fortschritt eines Landes an seiner Stahlproduktion messen lasse. Den grossen Himmel über China hätten dunkle Rauchwolken überzogen, erzählte die Grossmutter. Sie war damals 21 und lebte in der nordwestlichen Provinz Qinghai, wo Lindseys Mutter heute noch lebt. Die Bauern vernachlässigten die Arbeit auf dem Feld zugunsten der Stahlproduktion. Millionen verhungerten. «Wir mussten die Suppe mit Gras strecken», erzählte die Grossmutter am Küchentisch, während Lindseys Mutter mit einem Blick auf ihre Tochter prüfte, ob diese auch aufmerksam genug zuhöre.

In den Städten versuchten die Menschen mitzuhalten, um nicht als Fortschrittsfeinde dazustehen. Ärzte kümmerten sich nicht mehr um ihre Patienten, Lehrer erschienen nicht im Klassenzimmer, wer keine erhaltigen Steine in einen Ofen werfen konnte, schmolz einfach ein, was er an Eisen hatte: Pfannen, Fensterrahmen, Ofenrohre. Die Tankwagen, die von den selbst gebauten Öfen auf den Feldern zu den richtigen Hochöfen in den Stahlwerken fuhren, hinterliessen verbrannte Strassen und abgestorbene Bäume, schreibt der Schriftsteller Yu Hua in seinem schönen Buch «China in zehn Wörtern».

«Und du hast heute alles», sagte die Grossmutter mit Blick auf Lindsey, was in dem Fall der Wahrheit entsprach, auch wenn alle Grossmütter dieser Welt genau dies zu ihren Enkeln sagen. Lindsey betrachtete ihre weiss lackierten Fingernägel. Dann

lächelte die Grossmutter still vor sich hin und löste abermals einen Löffel pulverisierten Tee in ihrem Marmeladenglas auf.

«Ich erinnere mich nicht mehr an den Geschmack der Grassuppe», sagte die Mutter, «aber in den Sechzigerjahren musste auch ich meinen Teil beitragen und in einem Dorf in der Landwirtschaft mithelfen.» Lindseys Vater arbeitete zu jener Zeit in einem biologischen Institut, wo er die Eltern von Lindseys Mutter kennenlernte, die dort ebenfalls angestellt waren. «Grandma mochte ihn, und sie bat einen Kollegen, ihn ihrer Tochter vorzustellen», erzählte Lindsey. Sie lernten sich näher kennen, als ihr Vater Werkzeuge vom Institut ins Dorf brachte. «Anders als viele Paare in China habt ihr euch also bereits gekannt, als ihr geheiratet habt», sagte Lindsey in Richtung ihrer Mutter.

Eine «übrig gebliebene Frau»

Um das Familienbild der Mas zu vervollständigen: Die Grossmutter hatte elf Geschwister, der Grossvater acht. Lindseys Mutter ist die Ältteste von vier Geschwistern. Auf dem Familienfoto im Wohnzimmer sieht es noch immer nach einem grossen Clan aus, obwohl die vier Geschwister je nur ein Kind haben – Lindsey, ihre zwei Cousinen und ein Cousin, das sind die vier Enkel der Grossmutter. Auch das haben sie Präsident Deng zu verdanken, der jeder Familie nur noch ein Kind gestattete, als er 1979 übernahm. Das Familienfoto, das Lindsey später einmal aufstellen wird, so viel steht fest, wird noch leerer sein.

Wenn es überhaupt eines geben wird. Noch fehlt Lindsey ein Mann, und das ist ihr Problem. Sie hat es uns schon bei unserem ersten Besuch im Sommer erzählt. Genau genommen ist es nicht der fehlende Mann, sondern wie sie von Mutter, Tante und Grossmutter deshalb belagert wird. «Manchmal ist die Fragerei kaum auszuhalten», sagte sie.

«Über die Festtage reisen Singlemänner und -frauen im ganzen Land nach Hause, um ihre Familien zu besuchen», erzählte uns , der in Peking lebende China-Korrespondent des Magazins «The New Yorker», im letzten Sommer bei einem Bier. Die Neujahrsferien seien für viele junge Chinesen so anstrengend, weil sie heimkehrten zu den Eltern, nur um sich der endlosen Fragerei über Heiratsabsichten

auszusetzen. Der Druck erzeuge bei manchen psychische Probleme, Onlinedating-Seiten wie «Jiayuan», was so viel wie «Schönes Schicksal» heisse, verzeichneten um Neujahr so viele Neueinschreibungen wie die Fitnessclubs.

Es ist schwer nachzuvollziehen, warum Lindsey überhaupt eine «shengnu» ist, eine «übrig gebliebene Frau», wie es im Chinesischen mitleidlos heisst. Lindsey ist intelligent, offenherzig und hübsch. «Shengnu» jedoch werden in China alle Frauen genannt, die mit 28 noch Single sind. Was im Westen bei klugen Männern gefragt ist, stösst in China offenbar viele Männer ab: Frauen, die gut ausgebildet sind, ein eigenständiges Leben führen und eine entsprechende Vorstellung haben von einer modernen Beziehung.

«Shengnu» ist kein nettes Wort. Es klingt nach kalt gewordenen Dumplings, die im Restaurant liegen bleiben, weil sie nicht schmecken. «Mich stört diese Bezeichnung nicht», sagte Lindsey.

Dabei hat Lindsey doch bloss ihre kleinen Ansprüche. Über die Heiratsmärkte in den Parks von Peking, wo Eltern ihre Söhne und Töchter wie Vieh zu verkuppeln versuchen, indem sie Listen mit Namen, Berufen und Einkommen durchforsten, kann sie nur lachen. Lindsey überliess ihre Wünsche auch noch nie einem Heiratsvermittler, wie sie von gewissen Firmen angestellt werden, damit die ihre Angestellten paarweise zusammenführen. Sie würde auch nie selbst einen Mann auf Datingseiten im Netz suchen, wie das viele ihrer Freundinnen tun.

«Ich habe Freundinnen», sagte Lindsey, «die sind Expertinnen im Internetdating. Die können sofort sagen, ob ein Mann tatsächlich aus Peking oder Shanghai stammt oder in Wirklichkeit ein unzivilisierter Bauernsohn ist.» Die Wahlfreiheit hat das Liebesleben in China kompliziert gemacht. Die Ehe von Lindseys Grossmutter war noch von deren Eltern arrangiert. Die Grossmutter lernte ihren zukünftigen Ehemann erst kennen, als die Verlobung bereits entschieden war. Neben den Eltern führten auch Parteifunktionäre und Fabrikbosse Paare zusammen. Deren Einfluss ist zumindest in den Städten geschrumpft. Während die Liebe zur Zeit Maos ein Klassenfeind war, entfaltet sie sich heute unter kapitalistischen Vorzeichen.

«Ich bin eine Romantikerin», sagte Lindsey. Dass nur ein gewisser Wohlstand ihre romantische Einstellung möglich macht, weiss sie gewiss, sie sagte es jedoch nicht. Aber auch Lindsey hat zusammen mit Millionen Landsleuten die Zwanzigjährige gesehen, die in einer Fernsehshow sagte, dass sie lieber auf dem Beifahrersitz eines BMW weine als auf einem Fahrrad zu lachen. Für Soziologen ein Beleg für Chinas materialistische Jugend.

«Meine Mutter will immer wissen, was mir an den chinesischen Männern nicht gefällt», sagte Lindsey, als wir in einer Kochpause mal kurz auf die Strasse vors Haus standen, wo die ersten Feuerwerksraketen Stunden zu früh ihr buntes Sternengemisch am Himmel entluden.

Hier ist eine Auswahl von Lindseys Argumenten: Chinesische Männer sind nicht romantisch (konnten wir nicht beurteilen). Chinesische Männer sind, na ja, manchmal etwas ungepflegt. Chinesische Männer kleiden sich schlecht (vor allem ziehen sie die Hosen zu weit hoch). Chinesische Männer behandeln ihre Frauen nach der Heirat, als wären sie ihr Besitz.

«Könntest du dir vorstellen, einen westlichen Mann zu heiraten?»

«Warum nicht? Aber ich würde nie einen Mann heiraten, den ich nicht liebe.»

Den Satz kannten wir bereits.

Staudämme und Astronauten

Wie der Neujahrsabend schliesslich verlief? Uns erschien er einigermaßen uninspiriert. Die ganze Familie war um einen Flachbildschirm und sah sich die sechs Stunden dauernde Neujahrgala des chinesischen Staatsfernsehens CCTV an. «Keine Sendung in China erreicht solche Quoten», sagte Lindsey, der nicht verborgen blieb, wie komisch die Sendung wohl auf uns wirkte. Einmal erschienen auf dem Bildschirm ein Mädchen und ein junger Mann in Uniform, gemeinsam liefen sie durch eine Wiese voller bunter Blumen, und sie hüpfen und sangen dabei. Es klang, ganz ehrlich, gar nicht einmal so schlecht. Später sang eine Soldatin der Volksarmee etwa zwanzig Minuten lang eine Art militärische Arie, zu der Lindseys Onkel auf dem Sofa den Kopf leise hin und her wiegte. Es gab weiter einen, der aussah wie Karl Lagerfeld,

genauer: wie dessen chinesischer Bruder, er klopfte sich ständig , über die eigenen Witze lachend.

Immer wieder eingeblendet wurden Bilder von Staudämmen und von chinesischen Astronauten im All und anderen Helden der Volksrepublik.

Kurz vor Mitternacht stiegen wir mit den Mas in einen grossen Lexus und fuhren die ungefähr zweihundert Meter bis zu dem Platz, wo das Feuerwerk entzündet werden sollte. Was jetzt folgte, ist schwer zu beschreiben. Vielleicht muss man sich so Dantes Inferno vorstellen, nur eben am Himmel. Dieser war Punkt Mitternacht ein einziges Flammenmeer, weil jede Pekinger Familie ein eigenes Feuerwerk in den Nachthimmel spedierte, von der Grösse, wie es die Stadt Zürich einmal alle zwei Jahre über dem Seebecken entzündet. Normalerweise sind Feuerwerke ja dazu da, dass Menschen mit offenem Mund in den Himmel starren und «ah» sagen oder «oh» und sich über die Farben und Formationen freuen. Die Mas entfachten mit einer beinahe androidartigen Emotionslosigkeit Raketenbatterie um Raketenbatterie, ohne auch nur ein einziges Mal nach oben zu schauen in die funkelnde Nacht, und als der Schweif der letzten Rakete verglüht war, fuhren wir augenblicklich wieder zurück.

An dem grossen Tisch im Wintergarten wurden dann noch die traditionellen Dumplings aufgetragen – auf das neue Jahr angestossen wurde nicht. Wir hatten den Eindruck, als freuten sich alle, uns endlich gehen zu sehen.

Zu kalt, zu eigenständig

Am ersten Neujahrstag sassen wir im «Middle 8», einem Restaurant, dessen Spezialität die Kellner sind, die kein Wort sagen. Es war ein urchinesisches Restaurant, wo einen zum Glück vom Nebentisch keine Dialoge auf Englisch umwehten, die von «The Art World» handelten oder dem Label «Shanghai Tan».

Ungefähr dreissig Teller mit zerlegtem Getier und der gesamten Pilzvegetation des Landes waren auf dem Tisch aufgereiht. Lindsey trug eine Leoprint-Plüschjacke, darunter einen dunkelrosa Sweater. Sie hatte von der Mutter zu Neujahr den traditionellen roten Briefumschlag erhalten, wo normalerweise Geld drinsteckt, aber statt Geld war diesmal ein Zettelchen drin verborgen mit den Worten: «Ich wünsche dir viel Glück und dass du endlich den Richtigen findest.» Vielleicht war das der

Grund, weshalb Lindsey zum ersten Mal etwas bedrückt wirkte. Wir wollten mit ihr eigentlich über Politik sprechen, ohne sie gleich ins Gebet zu nehmen und die Menschenrechte in ihrem Land anzusprechen, Umweltschäden oder den westlichen Lieblingschinesen Ai Weiwei. Aber Lindsey mochte nicht, sie beförderte Morchel um Morchel mit ihrem Stäbchen in den Mund und sagte nur, dass sie sehr wohl wisse um Demokratie und die individuellen Freiheiten im Westen. Aber China sei eben ein grosses Land, dessen Zusammenhalt immer schon gefährdet gewesen sei, «man kann ein solches Land nicht wie die Schweiz regieren».

Ein Themenwechsel war angesagt. Wir wollten wissen, wie ihre Generation das neue China erlebe. Das Wachstum, den Wohlstand, die neuen Möglichkeiten.

Man könne, sagte Lindsey, die jungen Chinesen im Prinzip in zwei Gruppen einteilen: die ambitionierten Landeier, die alle in die Stadt fliehen wollen, und die reicher werdenden Städter, die möglichst oft ins Ausland möchten, aber nicht, weil China ihnen nicht gefällt, sondern weil im Westen die Konsummöglichkeiten doch noch ein bisschen ausgereifter seien. Offensichtlich gehörte Lindsey der zweiten Gruppe an. Sie erzählte von den bereits gebuchten Tauchferien in Thailand und einer geplanten Reise zu Freunden nach Texas. Dann herrschte wieder unangenehmes Schweigen.

Ihr kleines oder grosses Unglück stand ihr an diesem Abend deutlich ins Gesicht geschrieben. Immer tiefer sank ihr Kopf in Richtung Tisch, kein Sternenhimmel hätte Lindsey jetzt aufmuntern können. Irgendwann war klar, dass das Zettelchen ihrer Mutter Grund für ihre Trübseligkeit war. Ein bisschen billig vielleicht, aber wir versuchten es mit einem Gespräch über das eigene Befinden, wie es in unserer Kultur zu jeder Cocktailparty gehört, in China aber immer noch ungewohnt ist, da das Land bisher verschont geblieben ist.

«Bist du traurig, weil dich deine Mutter an Neujahr wieder darauf angesprochen hat, dass du noch nicht verheiratet bist?»

Lindsey dachte einen Moment nach.

«Diese Kultur setzt einen so unter Druck, sich niederzulassen, eine Familie zu gründen», sagte sie schliesslich. «Ich fühle mich verantwortlich für meine Familie. Ich

schulde es ihr, dass ich endlich einen Mann finde und heirate. Und dann ärgern mich diese Erwartungen wieder. Ich kann nicht leben, wie ich will, solange ich dermassen unter Beobachtung stehe. Zuerst werde ich wütend über sie, dann wütend über mich, und am Schluss fühle ich mich wieder schuldig und werde depressiv.»

Wir unterhielten uns abermals über ihr Ich-find-keinen-Mann-Problem, und Lindsey sagte, dass chinesische Männer meist eine genaue Vorstellung davon hätten, wie eine Frau sein müsse. «Und diese Vorstellungen haben sich seit der Kaiserzeit nicht geändert, darum klappt es nicht, ich taue nicht für den Haushalt, und ich will keinem Mann gehorchen.» Dabei müsste doch gerade ihre Mutter sie verstehen. Lindsey wünschte sich, die Mutter würde den Vater endlich verlassen, der sie seit vielen Jahren schlecht behandelte und in einem Ehekäfig hielt. Wir fragten Lindsey nach ihrer letzten Beziehung.

«Zuerst war er beeindruckt von meiner Unabhängigkeit, mit der Zeit fand er mich allerdings zu eigenständig, und er sagte mir, ich sei zu kalt.» Ging sie mit Freundinnen aus, rief er dreimal an, kontrollierte sie.

«Ständig musste ich sagen, wie toll er ist, chinesische Männer brauchen von ihren Frauen viel Selbstbestätigung.»

«Brauchen das nicht alle Männer?»

«Ich weiss es nicht. Meine Mutter sagt immer: Warum bist du so anders? Es ist schwierig, dich zu akzeptieren. Du bist zu idealistisch.»

Bei einem Nachtessen mit ein paar Leuten, erzählte Lindsey, sei es schliesslich zu einem Eklat mit dem Vater ihres Ex-Freundes gekommen. Dieser war angetrunken, plötzlich schrie er sie an, sie solle gefälligst nicht mit ihrer Freundin sprechen, während sein Sohn rede, worauf Lindsey wortlos den Tisch verliess. Ihr Freund verlangte darauf, sie solle bei seinem Vater entschuldigen, denn es gehöre sich, den Älteren Respekt entgegenzubringen.

Auch unter chinesischen Soziologen sei das Thema sehr en vogue, sagte Lindsey. Talkshows im Fernsehen widmeten sich dem Problem. Allerdings eher aus der humoristischen Perspektive. Meist werde ein armer Bauerntölpel von einem

zynischen Moderator vor einem hübschen Mädchen aus der Stadt blossgestellt, sagte Lindsey. Das TV-Format kam uns bekannt vor.

«Unsere Gesellschaft ist einfach zu starr», sagte Lindsey. Auch die Männer fänden keine Frauen mehr. Sie sprach es zwar nicht aus, aber wir dachten es uns: Was können all die Arbeiter, die vom Land nach Peking, Shanghai, Chongqing oder Shenyang strömen, einer Frau wie ihr bieten, die an die tausend Franken im Monat für Kleider ausgibt? Und es gibt immer mehr von ihnen, den «shengnan», den «übrig gebliebenen Männern», denen fehlt, was die «shengnu», die «übrig gebliebenen Frauen», haben: Geld, Bildung, berufliches Ansehen. Theoretisch könnten Lindseys Chancen steigen, falls sie mit 37 noch immer einen Mann sucht. In ein paar Jahren, so schätzen Statistiker, wird auf fünf Männer im heiratsfähigen Alter bloss noch eine Frau kommen. Das ist die traurige Folge der Familienpolitik. Viele Familien überliessen nichts dem Zufall, als sie nur noch ein Kind haben durften, Mädchen wurden abgetrieben oder nach der Geburt getötet.

Am Ende des Abends im «Middle 8» musste sich Lindsey vorkommen, als sei sie von der Staatssicherheit zu einer «Tasse Tee eingeladen» und verhört worden. Klein und verloren sass sie hinter dem Tisch. «Die Leute sehen mich oft als nettes und sanftes Mädchen, das stört mich, denn ich kann so dickköpfig sein», sagte sie. Als wäre sie wieder einmal gezwungen worden, über sich selbst nachzudenken, fügte sie an: «Manchmal durchfährt mich die Erkenntnis wie ein Blitz: Ein Viertel meines Lebens ist vorbei! Wenn ich zu Hause ausziehe, finde ich vielleicht heraus, was ich will. Vielleicht passe ich mich an. Oder ich finde einen Künstler, der mir die Freiheit lässt, die zu sein, die ich bin.»

«Hast du keine Freundinnen, die gegen ihre Eltern rebelliert haben?»

«Ich rebellier gar nicht. Ich will nur einen anderen Weg finden.»

Was ist übrigens aus Paul geworden, dem lustigen Taiwan-Chinesen aus dem spanischen Restaurant?

«Er ist zurück zu seiner Frau nach Taiwan», sagte sie.

Der Mann in ihrem Leben

ReporterFORUM

www.reporter-forum.de

Es auszulaudern fühlt sich jetzt an wie ein kleiner Verrat, aber es gibt doch noch einen Mann in Lindseys Leben. Er heisst Jian Yi. Wenn Lindsey sich mit Jian Yi verabredet und er sie zu Hause abholt, parkiert er um die Ecke, weil die Tante es nicht gern sieht, wenn Lindsey mit solchen Typen verkehrt. Kann man halb verstehen: Jian Yi ist ein eher kleiner Mann mit vielen dicken Muskeln. Trotz seiner kultivierten Aura der Gefährlichkeit hat es etwas Affektiertes, wie er bei praktisch jeder seiner Bewegungen seinen eigenen Körper betrachtet.

Kennengelernt haben sich die beiden im Fitnessstudio. Es war wie das klassische Skript aus einem Pornofilm: sie in enger Sportkleidung auf dem Laufband, er unter den Gewichten schwitzend. Blicke, ein erstes Gespräch beim Fach mit den Frotteetüchern – zum Sex sei es nie gekommen, sagte Lindsey. Zwar nicht so deutlich, aber klar genug. Spuren auf Lindseys Körper hat Jian Yi dennoch hinterlassen. Ein Schiff auf dem Bauch, eine Schwalbe an der Taille, am Fuss der in ihrem Fall fast sarkastische Spruch: «Love never fails», in chinesischen Schriftzeichen. «Zum Glück hat mich meine Mutter schon lange nicht mehr nackt gesehen», sagte Lindsey. Jian Yi hat ein Tattoostudio, daneben zeichnet er Comics für einen französischen Verlag, Übermenschen, die mit Scherenfingern das Böse bekämpfen.

Er gehörte zu den wenigen, die in diesen kalten Neujahrstagen in Peking geblieben waren. Wir trafen ihn in seinem Studio im oberen Stock eines Hochhauses. Schwaches Licht erhellte den Raum, an den Wänden Pin-up-Girls, kopulierende Skelette, und auf der Treppe zur Galerie mit den Tätowiernadeln sass Lindsey. Sie trug eine hochgeschlossene Seidenbluse, Hotpants aus Lederimitat und Stiefel, die bis über die Knie reichten. Sie spielte die klassische Rolle des Bürgermädchens perfekt, das mit seinen materiellen und sexuellen Reizen den Kraftproleten fast zum Wahnsinn treibt. Seine Augen blieben an ihrem Körper kleben, als er uns sein Portfolio zeigte. Bis Lindsey den Vorschlag machte, gemeinsam essen zu gehen.

Auf der Fahrt durch die dunkle Stadt stellten wir uns vor, was die beiden auf den Vordersitzen wohl miteinander redeten, was aber gar nicht so einfach war. Lindsey schien unsere Gedanken zu erraten und meinte nur, es mache eben «Spas, mit ihm zusammen zu sein».

Im 24-Stunden-Lokal «Golden Tripod Attic», wo Familien das Jahr der Schlange feierten, schlürfte Jian Yi schweigend einen Teller mit zehn halb rohen Eier und saugte mit seinem Mund ein ganzes Huhn von den Knochen. Manchmal lag seine Hand auf Lindseys Bein. Und weil Lindsey sah, dass wir das gesehen hatten, erzählte sie uns in der Sicherheit der englischen Sprache, dass Jian Yi ihr seine Liebe gestanden habe. Und?

«Du bist verrückt», habe sie ihm geantwortet.

Ob sie zu Liebe zu einem Mann fähig ist, der kein Haus, kein Auto, kein grosses Einkommen hat? Jian Yi ist nämlich ein typischer «guan gun», ein Ast ohne Blätter, wie man in China einen mittellosen Mann nennt. «Es geht mir nicht um das Geld», sagte Lindsey. «Aber wenn ich mit ihm zusammenziehe, stelle ich mich gegen meine Mutter, Grossmutter und Tante», und das sei ihr zu anstrengend.

Es war Nacht in Peking, als wir das Restaurant verliessen und Lindsey uns noch in eine Hotelbar einlud, wo eine Blondine, die vor vierzig Jahren im Westen als Model hätte durchgehen können, sich die Mühe machte, so verrückt wie nur möglich Klassiker aus dem All-American Songbook in ein Mikrofon zu hauchen. Jian Yi hatte uns bereits verlassen, vielleicht ahnte er, dass er in unserer Gegenwart bei Lindsey keinen Schritt weiterkommt. Sie habe sich nun entschlossen, teilte uns Lindsey, einen bunten Cocktail in der Hand, beinahe feierlich mit, bei ihrer Tante auszuziehen und allein eine Wohnung zu suchen.

Wir sahen Lindsey noch einmal. Und zwar gleich nach ihrem von der Tante organisierten Blind Date, von dem sie uns bereits erzählt hatte. «Es war schrecklich», erzählte sie grinsend. Der Mann arbeite als Informatiker bei der Armee, und er habe nur von seinen Beförderungen gesprochen und wie toll sein Chef sei. Sie erzählte es und rollte die Augen dabei, als wüsste sie, wie dankbar wir für Geschichten mit guten Pointen sind.

«Er hatte den Charme eines Parteifunktionärs», sagte sie. Kein bisschen Flirten, keine Fragen an sie, nichts. Sie habe ihn von weitem kommen sehen, wie albern er seine Aktenmappe geschwenkt habe, wie früher die Vogelverkäufer in den Hutongs

die Käfige. Aber das Allerschlimmste komme noch: «Er hat mich an den Bruder meines Vaters .»

Dann war die Zeit gekommen, wo wir uns von Lindsey verabschieden mussten. Wir küssten uns dreimal auf die Wangen, winkten noch einmal, und sie kletterte ins Auto.

Wir sahen ihr nach und wussten, dass zu Hause bereits wieder Mutter und Tante voller Hoffnung auf sie warteten. «Zieh dich anständig an», hatte ihr die Grossmutter noch gesagt, als sie zum Blind Date aus dem Haus gegangen war, worauf Lindsey einen violetten Kaschmirpulli mit kleinem Kragen anzog, angefertigt nach ihrem Wunschdesign. Ihre Mutter hatte angefügt: «Gib dir Mühe mit dem Mann, leg jede widerstrebende Haltung ab.»

Wir konnten uns gut ausmalen, was zu Hause folgte. ürdeenttäuschen müssen. Und weil sie die , wird sie sich dann vielleicht nach oben in ihr mädchenhaftes Zimmer begeben. Sie wird sich im Bett verkriechen und an dem Roman weiterlesen, den sie schon vor einem halben Jahr zu lesen begonnen hat, Gabriel áe' «Die Liebe in Zeiten der Cholera».